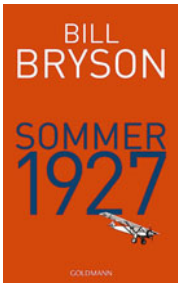
wohnen so viele von ihnen noch bei Mami und Papi? Warum möchten sie, dass alle Menschen ihre Autos verkaufen und sich ein Ticket für den öffentlichen Nahverkehr zulegen? Was bedeutet Freundschaft für jemanden, der bei Facebook 700 Menschen seine Freunde nennt?

Plötzlich erscheint die ominöse Alterskohorte gar nicht mehr so desinteressiert, egoistisch und unpolitisch – und vor allem nicht homogen. Angenehm ist auch der Ton, den die Autoren anschlagen: Der ist nämlich überhaupt nicht 70-jährig und onkelhaft, sondern unterhaltsam und auf Augenhöhe mit den Untersuchten.

MIRIAM OLBRISCH

Von Helden und Anarchisten



Bill Bryson: „Sommer 1927“. *Aus dem Englischen von Thomas Bauer. Goldmann; 640 Seiten; 22,99 Euro. Ab 13.10.*

Bill Bryson ist als Reiseschriftsteller berühmt geworden, ein moderner Mark Twain im Zeitalter des Pauschalurlaubs. Der Amerikaner schrieb über Wanderungen bei Dauerregen, über Australien und über seine Wahlheimat England. Für seinen Weltbestseller „Eine kurze Geschichte von fast allem“ besuchte er Wissenschaftler in aller Welt.

Seit einigen Jahren reist Bryson, 62, vor allem in die eigene Vergangenheit: Er erforschte sein Haus in England und verfasste eine Hommage an das Amerika der Fünfzigerjahre, die Zeit seiner Kindheit. Auch sein neues Buch „Sommer 1927“ kann als eine Art Liebeserklärung an Amerika verstanden werden, an jene Epoche, als die USA das reichste Land der Welt waren.

Amerika galt damals als Vorbild, als Sehnsuchtsort, als Land, in dem alles möglich war. Im Mittelpunkt von „Sommer 1927“ steht der Pilot Charles Lindbergh, der in jenem Jahr als erster Mensch allein ohne Zwischenlandung über den Atlantik flog. Bryson holt weit aus, um die Heldentat in allen Details zu schildern. Die böse Pointe hebt er sich für den Epilog auf: dass Lindbergh später Sympathie für Adolf Hitler bekundete und in den USA geächtet wurde. Außerdem porträtiert Bryson den Baseball-Star Babe Ruth und den Politiker Herbert Hoover, der 1929 US-Präsident wurde. Und der Autor erzählt, wie die Amerikaner aus Angst vor Terroristen – schon damals – überreagierten: Nach einer Serie von Bombenanschlägen, die Anarchisten verübt hatten, wurden 1927 zwei italienische Einwanderer, Ferdinando Sacco und Bartolomeo Vanzetti, in einem umstrittenen Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Direkte Kommentare zum Amerika von heute vermeidet Bryson. Das ist auch nicht nötig: Wer die Geschichte jenes Sommers kennt, versteht die Gegenwart umso besser.

MARTIN WOLF

Der Kontostand der Kunst

Markus Metz/Georg Seeßlen: „Geld frisst Kunst – Kunst frisst Geld“. *Edition Suhrkamp; 496 Seiten; 20 Euro.*

Dieses Buch, fast 500 Seiten lang, schießt seine Sätze regelrecht ab. Entsprechend viel Qualm steigt aus dem Pamphlet auf, das von der bildenden Kunst handelt und davon, was aus ihr geworden ist. Ein Symbol des Turbokapitalismus nämlich. Betrachten die Menschen ein Werk, sehen sie bloß die Teuerungsrate, die es verkörpert.

Es stimmt. Wen interessieren Inhalte, wen kümmert die provokative oder sonstige Kraft, die ein Kunstobjekt besitzen kann? Die Zeit der ernst gemeinten (und emotional geführten) Diskurse über Kunst ist vorbei. Diskurse, das waren die Siebziger. Heute plaudert man über vermutete Kontostände von Galeristen, Künstlern und Sammlern.

Im Buch wird darauf hingewiesen, dass Maler vor ein paar Jahrzehnten Ärger bekamen, weil ihre Bilder angeblich gegen gute Sitten verstießen. Und dass diese Leute heute – längst zu Großkünstlern geworden – Hausdurchsuchungen über sich ergehen lassen müssen, weil sie es nicht einsehen, ihre hohen Steuern zu bezahlen. Sie würden lieber „auf Gerechtigkeit und Solidarität scheißen“. Die Verfasser des Buches – beides keine Kunstmarkt-Insider, sondern versierte Beobachter kultureller Phänomene – erwähnen dieses und vieles andere und fordern den Zorn aller Beteiligten darüber, dass Geld auch die Kunstwelt regiert. Denn: Der Markt boome zwar, doch die Kunst selbst sei in der Krise.

Das Buch zum derzeit beliebten Thema Kunst, Geld und Wert ist scharfzüngig, schwungvoll, interessant, doch komischerweise klingt es nie so, als wäre das Geschriebene wirklich ernst gemeint. Es besitzt so eine unterschwellige, fröhliche Lust am Untergang. Es